



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meyer, Ernst: Die Schöpfung der Sprache

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

faltig gestalteten Fach- und Fortbildungsschulwesens. Unsern deutschen zwei- oder gar einstündigen Fortbildungs- und Sonntagsunterricht erklärt der Verfasser, Georg Kerchensteiner, mit Recht für beinahe wertlos. Die geisteswissenschaftlichen Hochschulen, d. h. also die Universitäten, hat wieder Paulsen bearbeitet. Er legt unter anderm dar, daß es praktische Beweggründe gewesen seien, die den Fakultäten ihren Lehrstoff zugewiesen hätten, ohne Rücksicht auf die Stellung der einzelnen Fächer im Organismus der Wissenschaften, fügt jedoch hinzu: „daß dies nicht im Sinne des Tadelns gesagt ist; es liegt mir fern, die jüngst erhobne Forderung mir anzueignen, die theologische Fakultät in eine religionswissenschaftliche umzuwandeln oder sie etwa unter diesem Namen als Abteilung in die philosophische zu versetzen. Wer das wollte, der müßte ein gleiches natürlich auch für die juristische fordern und dann wohl auch die weitere Folgerung ziehen, daß diese religions- oder rechtswissenschaftliche Abteilung nun die Religionen oder die Rechtssysteme aller Völker der Erde, ohne allen Vorzug, ob christlich oder tibetanisch, römisch oder babylonisch, mit gleicher Eindringlichkeit erforsche und darstelle.“ Aus der Geschichte der Bibliotheken, die Fritz Milkau erzählt, wird der Leser viel Neues oder vielmehr ihm bisher unbekannt gebliebenes Altes erfahren, und er wird unter anderm darüber erstaunen, wie nachlässig und stiefmütterlich diese Anstalten, auf denen die Stetigkeit des Bildungsfortschritts zu einem so großen Teil beruht, bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein behandelt worden sind. Für den soeben angegebenen Zweck der Bibliotheken hat auch „die Kultur der Gegenwart“ etwas zu bedeuten. Sie ist selbst eine kleine Bibliothek, deren Inhalt als der Extrakt ganzer Bibliotheken bezeichnet werden kann, ergänzt durch vieles, was aus dem lebendigen Strome der Gegenwart geschöpft ist. Wer diesen Inhalt in sich aufgenommen hat, der hat damit eine sichere Grundlage gewonnen für ersprißliche selbständige Teilnahme an der Kulturarbeit unsrer Tage und unsers Volkes.



Die Schöpfung der Sprache

Von Dr. Ernst Meyer in Duisburg



Im vergangnen Jahre erschien im Verlage der Grenzboten unter dem Titel „Die Schöpfung der Sprache“ ein interessantes Buch, das einen damals noch unbekanntem Sprachforscher Wilhelm Meyer in Rinteln zum Verfasser hatte. Eine geradezu über- raschende Fülle von neuen Erkenntnissen brachte dieses Werk, die Frucht jahrelanger, mühsamer Forschungen; und so wurde denn auch seine Bedeutung bald von größern Zeitungen und Zeitschriften besprochen. Allen voran ging die Kölnische Zeitung, die ihren bemerkenswerten Artikel mit den Worten

schloß: „Wer das Buch im Zusammenhang liest, wird sich klar werden, daß die Wissenschaft zu diesen neuen Forschungen Stellung nehmen muß.“ Lönke hier dem Forscher der Beifall entgegen, daß es ihm gelungen sei, mit einem Schlage die Grenzen unsers Wissens über Wesen und Gestaltung der Sprache weit hinausgerückt zu haben, so zeigte sich doch auch lebhafter Widerspruch bei den Gelehrten, die von dem neuen Evangelium schon deshalb nichts wissen wollten, weil es alte, liebgewordne Anschauungen einfach umzustürzen schien. Hier hatte jemand selbständig neue Pfade zur Wahrheit gesucht, sich selbständig in hartem Ringen mit dem Stoffe eine Stellung zu den Erscheinungen der Sprache erkämpft, hier war alles neu. Neu zunächst die Methode: eine große Idee, die der Einheit und Entwicklung, die die Naturwissenschaften zu so vielen glänzenden Entdeckungen geführt hat, wird auch hier zum erstenmal für die Erkenntnis der Sprache höchst fruchtbar gemacht; neu sind auch die auf diesem Wege gewonnenen reichen Ergebnisse und Zusammenhänge, die zugleich die blind ratende Etymologie alten Stils erschüttern, ja vernichten; neu ist endlich die souveräne Stellung des Verfassers, der aufs glücklichste historische und philosophische Betrachtungsweise verbindet und zum erstenmale die Sprache in ihrem Natur- und Weltzusammenhang zu erfassen sucht. Schon aus diesem Grunde muß das Buch, das zudem bei aller Fülle des darin enthaltenen gelehrten Wissens im besten Sinne des Wortes populär-wissenschaftlich geschrieben ist, weitere Kreise der Gebildeten interessieren, und in dem Augenblicke, wo sich der eigentliche Kampf in der Wissenschaft um die neue Lehre entspinnt, ergreife ich doppelt gern die Gelegenheit, auch die Leser dieser Zeitschrift mit den neuen Entdeckungen bekannt zu machen, die in ihrem Wesen so einfach und klar sind, daß sie ein jeder Gebildete verstehen kann.*)

Der Verfasser des Buches geht von dem zentralen Problem der Sprachwissenschaft aus, das seit dem Altertum den Menscheng Geist immer wieder beschäftigt hat: Wie kam der Mensch dazu, gerade mit diesem Lautgebilde diese Vorstellung, mit jenem jene andre dauernd zu verknüpfen? Wie hat sich zum Beispiel an das lateinische Wort *timor* der Begriff „Furcht“ geheftet, oder genauer an die sogenannte Wurzel *tim*, da ja *or* nur ein sekundärer, formaler Bestandteil ist, der nichts mit dem Wesen des Wortes zu tun hat, wie ein Vergleich einerseits mit *tim-eo* (ich fürchte) und *tim-idus* (furchtsam), anderseits mit *cal-or* (Wärme), *cal-eo* (ich bin warm) und *cal-idus* (warm) zeigt.

*) Wer sich genauer über den Stand der alten und der neuen Sprachforschung unterrichten will, den darf ich hinweisen einmal auf meine Programmabhandlung, die unter dem Titel „Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft“ in Duisburg-Ruhrort erschienen ist, und zugleich auf das epochemachende Werk des italienischen Sprachforschers Alfredo Trombetti: *L'unità d'origine del linguaggio* (Die Einheit des Ursprungs der Sprache), dann auf einen Aufsatz von mir, der unter dem Titel „Die Schöpfung der Sprache“ in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ (Märzheft 1906) erschienen ist. Auch weiterhin wird diese Zeitschrift Aufsätze über die neuen Forschungen bringen.

(Das gesperrt Gedruckte bezeichnet jedesmal den Urbestandteil des Wortes, dem die Sprachwissenschaft die Bezeichnung „Wurzel“ gegeben hat.) Dieses Wort *timor* nun kann doch nicht jeden beliebigen andern Begriff bezeichnen, sondern nur diesen einen oder einen engverwandten, wie zum Beispiel den Begriff „Schrecken“. Freilich, ein Blick in irgendein Wörterbuch scheint uns das Gegenteil sagen zu wollen, da bezeichnet oft ein und dasselbe Wort scheinbar die verschiedenartigsten, bisweilen entgegengesetzten Begriffe. Das kann nicht sein. In Wirklichkeit, so sagt unser Verfasser, ist es dann nicht ein und dasselbe Wort, sondern verschiedene sind zufällig in derselben Form in ihrer Entwicklung gemündet, wie zum Beispiel das französische Verbun *louer* zugleich „loben“ und „mieten“ bedeuten kann. Der Kenner weiß, daß hier zwei im Kern grundverschiedne Wörter vorliegen, indem das eine aus dem lateinischen *laudare*, das andre aus dem lateinischen *locare* entstanden ist. Es muß also nach tiefern Gründen für die Zusammengehörigkeit von Sprachgebilden gesucht werden, und man darf nicht, wie es die Etymologie bisher immer getan hat, nur nach dem äußern Gleichklang Wörter verbinden wollen. Ein solches Verfahren muß zu den größten Ungereimtheiten führen.

Wir stehn damit vor dem Problem der Sprachschöpfung, das gleichbedeutend ist mit der Frage nach dem innersten Wesen des Wortes. Es müssen doch Gründe dafür vorhanden sein, weshalb das einzelne Wort gerade den von ihm ausgedrückten Gegenstand bezeichnet, und es darf doch auch nicht jeden beliebigen andern bezeichnen können: zwischen Lautkörper und Begriff muß irgendwie von Anbeginn eine innere, naturnotwendige Verbindung bestehn. Im andern Falle hörte alles Forschen auf; auf dieser Voraussetzung ruht, bewußt oder unbewußt, die ganze vergleichende Sprachwissenschaft wie auf einem granitnen Sockel. Dieser einfache Gedanke muß uns als Leitstern bei der Lösung der Frage führen: Auf welche Weise sind die tausend und aber-tausend Wortgebilde entstanden, wie wir sie Tag für Tag in unsrer Muttersprache sprechen, wie sie uns in der griechischen und in der lateinischen Schwestersprache, kurz in allen Sprachen der indogermanischen Völker entgegentreten? Indem zwischen dem Lautkörper und der Bedeutung der zahllosen Sprachgebilde ein inneres Band bestehn muß, muß diese unendliche, zunächst verwirrende Vielheit der Wortgebilde hervorgegangen sein aus einer einfachen Einheit, ähnlich wie die mannigfaltigen Schöpfungen der übrigen Natur bei aller Verschiedenheit eine tiefe Einheit durchzieht. Es gilt deshalb, die Einheit in der Vielheit der Sprachgebilde überall aufzudecken, die Gesetze zu erforschen, nach denen die Sprache den ungeheuern Reichtum ihrer Gebilde geschaffen hat. Diese Gesetze müssen dieselben sein, nach denen sich die Sprache weiter entwickelt hat. Da nun das Wesen eines Wortes an seine Wurzel gebunden ist, die gleichsam seine Seele enthält, während alles andre wie Endung, Suffix usw. nur sein äußeres Kleid ausmacht, in dem andre Wörter ebenso gut erscheinen können, so ist uns unser Weg klar vorgezeichnet, indem wir

überall durch das Sekundäre hindurch zum Primären vordringen, und das Problem der Sprachschöpfung spitzt sich zu in der einen Aufgabe: die Vielheit der Urgebilde der Sprache, der sogenannten Sprachwurzeln, zurückzuführen auf eine einfache Einheit. Wir treten also an die Sprache mit einem großen treibenden Gedanken heran, der den Schlüssel zu ihren Geheimnissen führen muß, mit einer philosophischen Idee, die den ungeheuern Sprachstoff zunächst der indogermanischen Sprachfamilie dadurch zu beherrschen sucht, daß sie das Einzelne im Ganzen und das Ganze im Einzelnen erkennt, mit jener intuitiven Anschauung eines Goethe und Spinoza, die jede Einzelerrscheinung als Teil eines großen Organismus in seiner innersten Bedingtheit, in seiner Notwendigkeit schaut und darum überall Gesetz sieht.

Treten wir mit dem innern Bedürfnis der Einheit in das unermessliche Reich des Sprachstoffs ein, so liegt ein Gesetz, nach dem die Sprache die Vielheit ihrer Formen hervorgebracht hat, sofort zutage, das ist die vokalische Abwandlung ein und derselben Wurzel, die von Haus aus jeder vokalischen Differenzierung fähig ist. Jedem, sogar dem Laien, springt diese Wahrheit ins Auge, wenn man ihn nur darauf hinweist, wie dieselbe Wurzel im Neuhochdeutschen zum Beispiel als *brech=en*, *ge-brach=en*, *(er) brach*, *(er) brich=t*, *Bruch*, also mit sämtlichen fünf Vokalen erscheint. Einiges Nachdenken erfordert schon die Erkenntnis, daß nach demselben Gesetz *matt* und *müd=e*, *Blatt* und *Blüt=e*, *kal=t* und *kühl*, *Tor* und *Tür*, *Hahn* und *Huhn* jedesmal Variationen ein und derselben Wurzel sind, und zugleich stellen wir fest, wie die formelle Differenzierung hinterher in den Dienst einer innern treten kann, wie also zum Beispiel die Formen *Hahn* und *Huhn*, die ursprünglich unterschiedslos beide die Art bezeichnen, hinterher von der Sprache zur Bezeichnung des innern Gegensatzes von männlichem und weiblichem Geschlecht verwandt werden.

Ein zweites, in seiner Tragweite bisher unbekanntes Gesetz der Wurzelabwandlung, das nach seiner äußern Wirkung zunächst etwas ganz Überraschendes an sich hat, ist die Metathesis oder Lautumsetzung. Wie die äußere Verschiedenheit mancher anorganischen Körper nur auf die verschiedenartige Lagerung der Atome zurückzuführen ist (ich erinnere nur an die Kohle und den Diamant), so hat auch die Sprache die Vielheit ihrer Gebilde zum Teil durch das einfache Mittel der Umlagerung der Laute hervorgebracht: die Wurzel kann in jeder Lagerung ihrer Bestandteile erscheinen. Im Lichte dieses Gesetzes traten mit einemmal uns allen wohlvertraute Wortgestalten in engste Verbindung, die dem oberflächlichen Blicke weit getrennt erscheinen und doch ihrem innersten Wesen nach zusammengehören. Von früher Jugend auf sind wir gewohnt, die beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für „Furcht“, *tim-or* und *met-us*, oft in einem Atem zu nennen, aber jetzt erst begreifen wir die völlige Gleichartigkeit ihres Wesens nach Bedeutung und Form, wo wir sehen, daß der Begriff „Furcht“ an die Wurzel *tem* wirklich gebunden ist,

und daß diese Wurzel auch in der ihr völlig gleichwertigen umgelagerten Form erscheinen kann, kurz, daß tim-or und met-us ein und dasselbe Wort sind. Und nicht anders steht es mit dem lateinischen form-a (Gestalt) gegenüber dem gleichbedeutenden griechischen μορφη, sodaß der Geograph im Grunde den gleichen Ausdruck für die gleiche Sache gebraucht, wenn er in der „Morphologie“ der Erdoberfläche ihre „Formen“ beschreibt. Zu dem lateinischen fol-ium tritt nun die germanische Erscheinung mhd. loub (Laub), zu dem lateinischen sol-vere unser deutsches lös=en, zu dem lateinischen ren-es unser Rier=en, zu dem lateinischen sil-ere unser leis=e (mhd. lis-e). Wir dürfen fortan nicht mehr sagen, das griechische φιλεω heißt in unsrer Sprache lieb=en, sondern es ist es in umgelagerter Form, wie auch mhd. buol-en (nhd. buhlen) eine Variation der gleichen Wurzel ist. Schauen wir uns nach der Wirksamkeit des Gesetzes nur in unsrer Muttersprache um, so finden wir bald zu unsrer größten Überraschung, daß wir dasselbe Tier im Grunde mit demselben Namen bezeichnen, mögen wir es Zieg-e oder Geiß, Zick-e oder Ritz-e nennen, daß wir im Kern verwandte Worte aussprechen, wenn wir von dem Kranken hoffnungsvoll sagen können, daß er ge=nes=e oder ge=sund=e. Die engere Zusammengehörigkeit unsrer beiden edelsten Waldtiere, des Hirsches und des Rehens, haben wir immer empfunden, aber nicht, daß sie bei ihrer Wesengleichheit auch den gleichen Namen in umgelagerter Form tragen: Hir=sch (ahd. hir-uz, engl. har-t) und Reh (mhd. rêch). Es ist nicht nur der gleiche Begriff, sondern auch das gleiche Wort, wenn wir nebeneinander gebrauchen lasch und schal, Zug=end und gut, Rahn und Räch=en oder für den draußen im Felde aufgeschichteten Haufen Stroh sowohl Stroh=dien=e als auch Stroh=miet=e. Fast neckisch will uns die Erscheinung anmuten, wenn wir sehen, daß dem Niederdeutschen das oberdeutsche Topf in der umgelagerten Gestalt Pot geläufig ist, in der es auch der Franzose übernommen hat. Aber noch unumschränkter hat das Gesetz gewirkt: nicht nur konnten, wie in den angeführten Beispielen, die Konsonanten gegenseitig ihre Stelle vertauschen, sondern einer von ihnen konnte bald vor, bald hinter den andern treten. Hiernach finden sich wie dem Wesen, so auch dem sprachlichen Ausdruck nach eng zusammen lateinische Wortgebilde wie gel-idus und alg-idus (kalt), das lateinische nos und unser uns, das lateinische gen-u, unser Knie (got. kni-u) und englisch nook. Daß das lateinische ang-ulus (Ecke, Winkel) nichts anderes ist als das griechische γων-ος (Ecke, Winkel), wird uns noch besonders fühlbar in so parallelen Bildungen wie griechisch τρι-γων-ον (Dreieck) und lateinisch tri-ang-ulum (Dreieck). Wie im Deutschen „Fluß“ zu „fließen“ und im Lateinischen fluv-ius nebst flu-men zu flu-ere gehört, so das lateinische amn-is (Fluß) zu man-are (fließen), in deren Bund sich noch als dritte Erscheinungsform derselben Wurzel das griechische ραμα (Fluß, Quell) einreicht: wir sehen immer wieder aus allen Erscheinungen das Wesen hervorbrechen und das Wesengleiche, wie es nicht anders sein kann, sich auch in

der Sprache organisch zusammenfinden in seinem gemeinsamen Ursprunge, der Wurzel, in so verschiedenen Formen diese auch äußerlich auftreten mag. So könnte ich noch Hunderte, ja Tausende von Beispielen für die Wirksamkeit dieses sprachschöpferischen Gesetzes anführen und in seinem Lichte die interessantesten, bisher verborgen gebliebenen etymologischen Zusammenhänge aufweisen; aber auch so schon wird man sich überzeugt haben, wie uns unser Glaube an ein inneres Band zwischen Form und Inhalt in der Sprache nicht betrogen hat: die Form der Wurzel wechselt, während ihr Weseninhalte derselbe bleibt. Zugleich sieht man, welche erstaunlichen Formenreichtum die Sprache durch die Wirkung des Metathesisegesetzes auf dem einfachsten Wege hervorzubringen vermochte, einen Formenreichtum, der denn in der That über die Gesamtheit der indogermanischen Sprachen ausgegossen ist, sodaß uns hier dieser, dort jener Typus je nach der Entwicklung der besondern Sprachgenossenschaften entgegnetritt.

Was ist denn nun die Metathesis der Laute ihrem Wesen nach? Worauf beruht diese eigentümliche, für die Urschöpfung der zahllosen Sprachgebilde so grundbedeutende Erscheinung? Zweifellos haben wir es mit einem physiologisch-psychologischen Vorgange zu tun, einer Reproduktion der Lautgruppen, indem die zuletzt in das Bewußtsein gelangten Laute als der frischeste Eindruck die Vorstellung ganz beherrschen und so bei einer Wiedergabe leicht zuerst wieder zur Erscheinung kommen, und zwar besonders, wenn diese Wiedergabe durch ein zweites Individuum erfolgt, das den Eindruck der Laute empfangen hat. Man denke sich in die Zeit der Sprachschöpfung, in die erste Kindheit des Menschengeschlechts zurück, wo das Sprechende und das Hörende Individuum gleichmäßig Naturkinder waren, wo noch nicht der leiseste Gedanke an eine schriftliche Wiedergabe der Sprachgebilde aufgetaucht war, und das Kulturprodukt der schriftlich fixierten Sprache noch nicht seine unberechenbare Wirkung auf den Menschen ausübte: dann kann man sich eine schwache Vorstellung von der ursprünglichen Wirksamkeit dieses Gesetzes machen, das sich auch heute noch überall dort geltend macht, wo sich das Leben der Sprache in ähnlich naiven, unbewußten Formen abspielt. Die Sprachen der Naturvölker zeigen uns die Erscheinung auf Schritt und Tritt in so reicher Entfaltung, daß zum Beispiel die Sprache der Suahelineger, deren Material im Munde ihrer Träger bis auf den heutigen Tag gleichsam flüchtig bewegt geblieben ist, ein und dasselbe Wort in jeder möglichen Lagerung seiner Laute aufweist. Die Mundarten in ihrer Urwüchsigkeit sind voll davon, und zwar bei allen Kulturvölkern. Mag im Munde des deutschen Volkes das französische *sergent* (*Sergeant*) die Form *Scherfant* angenommen haben oder der alte *mons Vosegus* des Cäsar, wie ihn auch unsre Vorfahren in Übereinstimmung mit der heutigen Bezeichnung *Was=gen=wald* nannten, die Form *Voges=en*, mag uns in italienischen Dialekten statt des gewöhnlichen *telegrafo* ein *telefrago*, statt *parola* (Wort) ein *palora* ans Ohr schlagen, mag uns unser *kitz=eln* aus dem

Munde des Engländers als tick-le entgegenklingen usw., immer und überall sehen wir das Gesetz der Metathesis bis auf den heutigen Tag seine ewige Wirksamkeit ausüben, freilich längst nicht mehr in der großartigen Weise wie an dem Tage, als die Sprache ihr „Werde“ sprach, sondern in stillerer Art, hier und da umgestaltend, aber wir wissen jetzt, es ist die alte Urkraft, die von Anbeginn da war. Wie sehr wir eben für die Vollziehung der Metathesis veranlagt sein müssen, das können uns endlich jeden Tag aufs neue die häufigen Fälle von Versprechen dieser Art zeigen, die wir nicht nur bei Kindern und dem gemeinen Manne, sondern sogar bei dem erwachsenen Gebildeten beobachten. So muß man sich unter Umständen ordentlich Mühe geben, sich zum Beispiel bei den beiden Worten konservieren und konversieren, in denen die mittlern Lautgruppen zufällig im Verhältnis der Metathesis zueinander stehn, nicht zu versprechen. Oft geben wir auch bewußt in scherzhafter Weise der Wirkung des Gesetzes nach, besonders wenn das neue Resultat einen entsprechenden Sinn ergibt: man denke an Umbildungen wie Freischütz zu Schreifrig und an das scherzhafte eo piso der Studentensprache, eine Umsezung, zu der der Antrieß offenbar in dem sehr starken Hiatus von eo ipso lag. So sehen wir von dem Verhältnis von tim-or: met-us bis herab zu dieser scherzhaften Neubildung dieselbe ewige Schöpfungskraft wirken und erkennen zugleich, wie die Sprache ihren Urstoff, die Wurzelgebilde, durch das einfache Mittel der verschiedenen Lagerung ihrer Bestandteile zur Mannigfaltigkeit geformt und damit eine Möglichkeit für die reichste Entwicklung von Anbeginn in sie hineingelegt hat.

Das dritte große Gesetz, nach dem die Sprache die Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde aus einer einfachen Einheit geschaffen hat, ist die konsonantische Abwandlung ein und derselben Wurzel: danach können in jeder Wurzel sämtliche Konsonanten von Haus aus miteinander wechseln, genau so wie die Vokale. Ganz allmählich, Schritt für Schritt, in langem, hartem Ringen mit dem Stoffe ergab sich diese einfache Erkenntnis, die zunächst stutzig machen muß. Es würde zu weit führen, wenn ich hier auch diese neue Wahrheit an den Tatsachen zeigen wollte, so sehr ich mir bewußt bin, daß ich den Leser von dieser letzten neuen Erkenntnis nur auf demselben langen und mühsamen Wege ganz überzeugen könnte, der den Forscher zu diesem Ziele geführt hat. Ich muß mich vielmehr darauf beschränken, in knappen Zügen die Art und Weise vorzuführen, wie er allmählich nur durch die Gewalt der Tatsachen zu dieser zuerst kühn erscheinenden Erkenntnis geführt, ja gedrängt wurde. Zunächst zeigte sich, daß bei der Urschöpfung der Sprache in jeder Wurzel, die einen liquiden oder einen nasalen Laut enthält, von vornherein ein beliebiger Wechsel zwischen den Lauten l, r, m, n eintreten konnte. Die Beispiele sind wieder ungezählt, und um das Gesetz zur Anschauung zu bringen, führe ich nur unser deutsches Wort „scheinen“ an, dessen Wurzel wir in sämtlichen vier Erscheinungsformen nebeneinander hervortreten sehen als schein-en (gotisch

skein-an), schimm=ern, schill=ern und als gotisch skeir-s (klar, glänzend). Deutlich spiegelt das Gesetz wieder das griechische $\sigma\epsilon\iota\varrho-\acute{\alpha}$ (Seil) gegenüber unserm Seil, das englische dark gegenüber unserm dunk=el, das Nebeneinander von lateinisch mur-us (Mauer) und moen-ia (Stadtmauer), von unserm Mun=nd und Maul (mhd. māl), summ=en und furr=en, brumm=en und brüll=en, und wenn wir nun im Lichte dieses Gesetzes als Angehörige derselben Wurzelfamilie nicht nur das griechische $(\sigma)\eta\lambda-\iota\omicron\varsigma$ (Sonne) mit $\sigma\epsilon\lambda-\eta\mu\eta$ (Mond), das lateinische sol, das deutsche Sonn=e (englisch sun), sondern auch das griechische $\sigma\acute{\epsilon}\lambda-\alpha\varsigma$ (Licht, Glanz), das lateinische ser-enus (heiter, hell), ja sogar das griechische $(\sigma)\eta\mu-\acute{\epsilon}\rho\alpha$ (Tag) erkennen, so sehen wir immer aufs neue, wie sich das Wesengleiche auch in seinem Ausdruck in der Sprache zusammenfindet. Sonne und Tag, wie Ursache und Wirkung, aufs engste verknüpft, sodaß die dichterische Anschauung sie wieder unmittelbar einander gleichsetzen kann. Und in einen solchen naturnotwendigen Zusammenhang tritt nun auch unser „Meer“, das gotische mar-ei, das lateinische mar-e, das nichts andres ist als die schon erwähnten lateinischen Wortgebilde man-are (fließen) und amn-is (Fluß), ein Typus derselben Wurzel, die in anderer Gestalt im griechischen $\mu\acute{\upsilon}\varrho-\omega$ (fließen), in $\nu\alpha\varrho-\acute{\omicron}\varsigma$ (fließend) und in dem Namen des allbekannten Meergottes $\text{Νηρ-ε\acute{\upsilon}\varsigma}$ vorliegt. So selbstverständlich der Begriff „Fluß“ zu „fließen“ gehört, so selbstverständlich muß auch der Begriff „Meer“ dazu gehören, diese große „Flut“, die alles Fließende in sich aufnimmt.

Aber weiter. Mit fortschreitendem Eindringen in den Sprachstoff erwies sich nicht nur der generelle Wechsel der Spiranten f, v, ch, th (φ , χ , θ) innerhalb derselben Wurzel als primäres sprachschöpferisches Gesetz, wie es das Nebeneinander von griechisch $\theta\acute{\upsilon}\varrho-\alpha$, unserm Tür und lateinisch for-es (Tür) kurz andeuten möge, sondern mehr und mehr, trotz eignem langen Widerstreben, ergab sich die Erkenntnis, daß Liquiden, Nasale und alle Spiranten, also auch j und j, unterschiedslos in ein und derselben Wurzel von vornherein wechseln können. Hatte man in dem Streben, aus dem Wirrsal der Erscheinungen nach gesetzmäßiger Klarheit zu gelangen, vorn auf seinem Wege diese Klarheit nur da zu sehen vermocht, wo sie sich in ihrer einfachsten Form gab, so mußte man weiterschreitend die vorher in klarer Isolierung laufenden Fäden auch da noch leicht verfolgen lernen, wo sie sich kreuzen und verbinden, und wo das ungeübte Auge nur ein verwirrendes Durcheinander wahrnehmen würde. Oder hätte man gewaltsam die Augen schließen sollen vor solchen zutage liegenden Beziehungen, wie sie bestehen zwischen dem griechischen $\mu\acute{\upsilon}\varrho\mu-\eta\chi-\varsigma$ (Ameise) und dem gleichbedeutenden lateinischen form-ica, zwischen dem griechischen $\lambda\alpha\nu\kappa-\alpha\nu\lambda\alpha$ (Schlund, Kehle) und dem gleichbedeutenden lateinischen fauc-s, zwischen dem lateinischen salt-us (Waldgebirge) und unserm Wald (mhd. walt), besonders wenn Tausende von Beispielen an allen Ecken und Enden des weiten indogermanischen Sprachgebietes immer wieder dieses Gesetz mit lauter Stimme

predigten? Lange Zeit glaubte Meyer hiermit am Ende zu sein und das Ergebnis ziehen zu können: Die Liquiden, Nasale und Spiranten können infolge ihrer flüssig-beweglichen Natur in jeder Wurzel ursprünglich miteinander wechseln, die starrern Verschlusslaute p, t, k, b, d, g dagegen, deren Artikulationsstelle völlig festgelegt ist, sind von diesem generellen Wechsel ausgeschlossen. Und doch zeigten sich schon Fälle, in denen auch die Verschlusslaute offenbar an diesem Wechsel teilnahmen, wie zum Beispiel in dem Nebeneinander der beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für „Höhle“ *spec-us* und *spel-unca*! Neue mächtige Bundesgenossen traten hinzu, sodaß sich der allgemeine Wechsel der Mitlauter als wirklich erwies. Im Lichte dieser Erkenntnis schwindet zugleich das letzte Dunkel, das noch über vielen Sprachgebilden lag: jede Sprachform wird in ihrem Wesen durchsichtig, und so allein geht der gewaltige Sprachstoff, wie es unser Geist von Anfang an als notwendig gefordert hatte, restlos in einer einfachen Einheit auf. Auf der jetzigen Höhe unsrer Erkenntnis, zu der wir uns langsam aus der Masse des Stoffes hinaufgearbeitet haben, sehen wir ein und dieselbe Wurzel mit dem Begriffe „kriechen“, um auch hier das Beispiel anzuführen, das die Kölnische Zeitung in ihrem längern Artikel über die neuen Forschungen gewählt hat, in folgenden individuellen Sprachgestalten: lateinisch *verm-is* (Wurm), litauisch *kirm-is* (Wurm), griechisch *καρκι-νος* (Krebs), *κερδ-ώ* (Wiesel); lettisch *zerm-e* (Wurm), lateinisch *tarm-et-s* (Holzwurm) nebst lettisch *tarp-s* (Wurm), griechisch *ἑρπ-ις* (Wurm) und lateinisch *serp-o* (kriechen); griechisch *μύρμη-κη-ς* (Ameise), lateinisch *form-ica* (Ameise), altindisch *harm-útas* (Schildkröte). Wir erkennen schon an diesem einzigen Beispiele, welchen Formenreichtum eine Wurzel aus sich hervorzutreiben vermochte.

Die Wurzel in ihrer generellen, die einzelnen Wurzelformen in ihrer individuellen Begriffsbezeichnung — im Lichte dieser einfachen Wahrheit findet alles seine natürliche Erklärung, und ich darf noch einmal, gleichsam als Probe aufs Exempel, die Summe unsrer Erkenntnisse an einem plastischen Beispiele vergegenwärtigen, und zwar jetzt mit der gebietenden Sicherheit der Deduktion: allen Namen der Flüsse — so folgern wir von unserm auf induktivem Wege gewonnenen Standpunkt aus — liegen Wurzeln mit dem allgemeinen Bedeutungsinhalte „fließen“ zugrunde, die Namen der Flüsse bedeuten nichts anderes, als was diese sind, nämlich Fluß, und so sehen wir in diesem Falle, wo das Individualisierungsbedürfnis am größten war, den von der Natur geschaffnen Formenreichtum der Wurzeln im größten Maße praktisch verwandt. Ich greife einmal nur eine einzige Wurzel *ser* „fließen“ heraus, die in ihren verschiedensten Formen sehr vielen Flußnamen Europas und Asiens, des Gebietes der indogermanischen Völker, zugrunde liegt, und suche dabei den ungeheuern, schier unerschöpflichen Gestaltenreichtum dieser Wurzel einmal nur nach drei Richtungen als erstens *ser*, zweitens *fer*, drittens *mer* und *ver* mehr anzudeuten als zu erschöpfen.

Dieselbe Wurzel ser „fließen“ also, die unter andern in den Appellativen altindisch sar-it (Fluß), lateinisch sal-um (Meer, See), altindisch sav-am (Wasser), gotisch saiw-s (See, Meer), neuhochdeutsch ries=eln usw. vorliegt, tritt uns auch in den Flußnamen Saar und Saal=e entgegen, die sich uns jetzt sofort in klarer Deutlichkeit als individualisierte Typen des generellen Begriffes „Fluß“ enthüllen. Dann klärt sich auch in einfacher, natürlicher Weise die Tatsache auf, daß zwei oder gar mehrere Flüsse denselben Namen führen können. Die Individualisierung hat sich dann in gleicher Weise vollzogen, ein Unterscheidungsbedürfnis hat sich ursprünglich nicht geltend gemacht, und so ist es gekommen, daß sowohl der bekannte Nebenfluß der Elbe wie der weniger bekannte Nebenfluß des Mains denselben Namen trägt: den Anwohnern beider Flüsse war und ist ihr Fluß die Saale = der Fluß. Erst das Unterscheidungsbedürfnis des gelehrten Kenners schafft auf künstlichem Wege die Bezeichnungen der Sächsischen und der Fränkischen Saale. Außer diesen beiden Saalen gibt es noch manche andre, so entspringt eine Saal=e zwischen Ith und Hils, und wie wir im Alpengebiet eine Saal=ach finden, so in Livland die Sal=is mit der gleichnamigen Stadt an ihrer Mündung in den Rigaer Meerbusen. Zu Saar und Saal=e aber gesellt sich die schweizerische Saan=e (daran Saan=en) und der große Nebenfluß der obern Weichsel, der San, wie der kleine Nebenfluß der Save, die Sann, und zu Saar, Saal=e, Saan=e haben wir den entsprechenden vierten Typus, allerdings in umgekehrter Lagerung, in der Maas vor uns, der sich sofort die Mos=el und weiterhin die in Böhmen fließende Mies u. a. anreihen. In Norddeutschland begegnen wir der Wes=er, und tief im Süden, in Kampanien, treffen wir ganz denselben Flußnamen als Ves=eris wieder, im Osten haben wir die Vis=la der Römer (unsre heutige Weichsel) und am Oberrhein die von Hebel besungne Wies=e, wie in Franken die Wies=ent; in umgelagerter Form haben wir ferner als Nebenfluß der Donau die Sav=e, in Italien als Nebenfluß des Arno die Siev=e, in der Schweiz die Seew=ern, in England den Sev=ern, und im Westen Frankreichs eilen zwei kleinere Flüsse dem Meere zu, die beide den Namen Sèv=re tragen und der Gegend die Bezeichnung als Département Deux-Sèvres verschafft haben. In Norditalien finden wir nicht weit von Venedig den Sil=e, in der Schweiz bei Zürich die Sihl und nahe bei der Saan=e die Simm=e, in Deutschland als Nebenfluß der Nahe die Simm=er, in der Landschaft Troas den durch Homer berühmten Σιμ-όεις, und mit der Saal=e sehen wir an derselben Stelle, bei Gemünden, die Sinn in den Main fließen, während der Inn eine Sill als Zufluß in sich aufnimmt. Wieder in umgelagerter Gestalt haben wir als Nebenfluß der Mosel und ebenso in Kärnten eine Lies=er, in Belgien als Nebenfluß der Maas die Less=e, wie wir in Thüringen die Mess=e und im alten Thrakien den Fluß Νέσσοσ antreffen, dazu gesellt sich die Reiß=e, der wir nicht weniger als dreimal in Deutschland begegnen. In Italien ferner tritt uns der Ser=io entgegen, in Rußland zweimal

der Ser=eth, in Frankreich als Nebenfluß der Dife die Serr-e, und bei uns in Deutschland mündet der Saar gegenüber die Sauer, die luxemburgisch-französische Sur-e, wie eine andre Sauer bei Wörth vorbei in den Rhein fließt und wieder eine andre östlich von Lorch in die Wisper. In ganz anderer Gestalt treffen wir immer wieder dieselbe Wurzel in dem Flützchen Ers=e an, einem Nebenfluß der bei Peine in Hannover vorüberfließenden Fuße, in Westfalen begegnet uns die Els=e, die an Melle und Bünde vorbeifließt, auch sonst finden wir denselben Flußnamen Els=e noch mehrfach in Deutschland, und auf einer ganz andern Stelle, im nördlichen Italien, tritt uns ganz derselbe Name wieder entgegen als Els-a bei einem Nebenflusse des Arno. Ihnen gesellt sich zu die Is=e als Name zahlreicher Flützchen in Nieder- und Mitteldeutschland, unter denen am bekanntesten die auf dem Brocken entspringende, sagenumwobne Is=e ist, und ein äußerst charakteristisches Beispiel bietet uns das Quellgebiet der Oder und der Weichsel: nahe beieinander entspringen hier am Nordabhang der Beskiden zwei kleine Flüsse, von denen der eine sich als Sol=a in den Oberlauf der Weichsel, der andre als Ol=a in den Oberlauf der Oder ergießt, und nicht allzuweit davon treffen wir einen dritten entsprechenden Typus in der Osl-awa, einem Nebenflusse der mährischen Sglawa. Dazu gesellen sich die Loff=a, ein Nebenfluß der Anstrut, wie die Loff=e, ein Nebenfluß der Fulda bei Kassel, und die Loff-a in Hessen u. a.; auch der in den Dnjepr fließende Koff steht nicht allzufern, und mit ihm steht wieder im engsten Bunde die schweizerische Reuß.

Eine andre Formart dieser Wurzel für „fließen“ ist fel, die wir im lateinischen flu-o (fließe) und flu-men (Fluß) vor uns haben, und die ebenfalls appellativ im Schwedischen als Elf (= Fluß) vorkommt in Dal Elf, Göta Elf, Tornea Elf usw. Auf deutschem Sprachgebiet erscheint sie als Elb=e, die wir, abgesehen von dem großen Strom, in Nassau antreffen als Elb=bach, der vom Westerwald herab bei Limburg in die Lahn fließt, und in Hessen als Elb=e, die an Fritzlar vorbei der Eder zufließt. In anderer Form begegnen wir der gleichen Wurzel wieder in der pommerschen Leb=a, in dem tschechischen Namen für den großen Elbstrom Lab-o wie in der Lab=er, die wir auf engem Gebiete nicht weniger als viermal vorfinden: zweimal auf dem linken Donauufer in der Nähe von Regensburg, zweimal oberhalb Straubing als rechte Zuflüsse der Donau. Es ist die gleiche Wurzel für „fließen“, die wir in der ungarischen Raab wie in der bayrischen Rab antreffen, wie ja denn in Bayern „Rab“ noch appellativ für „Wasser“ in Gebrauch ist. Die Biel=a, der wir so häufig begegnen, so bei Brüx in Böhmen, bei Königstein in Sachsen, bei Reife in Schlesien, ferner die Eld=e, Led=a, Dill, Diem=el, Ried, Ridd=a, Ridd=er, Wied, an deren Mündung in den Rhein Neuwied liegt, Weid=a, Abl=er usw., sie sind alle Angehörige einer Sippe, von denen aber jeder seine individuellen Züge hat. So ließen sich weiter unzählige Flußnamen anführen, in denen die Wurzelform man zur Individualisierung verwandt ist,

die Wurzelform also, die wir als Appellativbezeichnung in lateinisch *am-n-is* (Fluß), lateinisch *man-are* (fließen), lateinisch *mar-e* (Meer), griechisch *ναρ-ός* (fließend) u. a. vorfanden: so der *Main* (lateinisch *Moen-us*), die *Möhn-e*, die *Mem=el* (russisch *Мjem=en*), die *Mur*, *Mar=os*, *Mühl*, *Rhein* (mhd. *Rin*), *Rhin*, *Kuhr*, *Nar* (Nebenfluß des *Tiber*), *Ner* (in *Polen*), *Werra*, *Werre* (bei *Deynhaus*en), *Weil im Taunus*, daran *Weilburg*, *Weilnau*, *Weilmünster*, die *Leine*, *Laur=a*, *Orl=a* usw., doch ich muß mich bescheiden. Nur das möchte ich noch hervorheben, daß oft, so besonders auf romanischem Sprachgebiete, die sekundäre Weiterentwicklung die ursprüngliche Wurzel ganz verwischt hat. Zum Beispiel ist der Name des größten Stromes Frankreichs, der *Loire*, das Ergebnis einer Entwicklung aus dem römischen *Lig-er*, die sich in derselben lautgesetzlichen Weise vollzogen hat wie die Entwicklung von lateinisch *nig-er* (schwarz) zu *noir*. Die *Loire* ist also einer Wurzelform *ger* (fließen) zuzuweisen, die uns appellativ in lateinisch *rig-are* (bewässern) und in gotisch *rig-n* (Regen) entgegentritt, individualisiert in den Flußnamen *Gar-onne* (lateinisch *Gar-umna*), *Gal-aso* (in Unteritalien), *Reg-en*, *Lech* und *Leck*. Der römische *Nig-er* dagegen, als Flußname des germanischen und speziell oberdeutschen Sprachgebiets, entwickelte sich nach deutschen Lautgesetzen ganz regelrecht zu *Neck-ar*, die alten *Liger* und *Niger* sind also im Kern das gleiche Wort. In dieser Weise finden die Namen sämtlicher Flüsse des indogermanischen Besiedlungsgebiets ihre natürliche, einfache Erklärung. Überall treten uns dabei unsre Gesetze in solcher Selbstverständlichkeit entgegen, daß wir die Formen mit mathematischer Sicherheit bestimmen können, und so sind gerade die Flußnamen besonders geeignet, das Wesen des Sprachschöpfungsaktes zu charakterisieren.

In der Schöpfung der Sprache wie auch in ihrer weiteren Entwicklung sehen wir also die Prinzipien der Freiheit und der Notwendigkeit wirksam. Fest ist das Allgemeine, das heißt das Band zwischen Form und Inhalt der Wurzel als Genus, frei dagegen ist das Besondere, Individuelle, das heißt der Verband zwischen der einzelnen Wurzelform und dem bestimmten Begriff im individuellen Sinne; jener allgemeine Verband ist von Natur und darum innerlich notwendig, dieser besondere ist geschichtlicher Art, bis zu einem gewissen Grade dem Willen des Menschen unterworfen und darum frei. Die eine Wurzel mit ihrem festen generellen Begriff entwickelt auf dem Wege der Differenzierung aus sich in fortwährender Umgestaltung stufenweise eine unerschöpfliche Menge von Formen, von denen jede einzelne sich mit einem individuellen Vorstellungsinhalt zu füllen sucht, der unter die Allgemeinvorstellung fällt. Von den der Sprache zur Verfügung stehenden Mitteln, das heißt den wenigen Lauten, wird dabei ein unendlicher Gebrauch gemacht, und damit die unendliche Freiheit der Sprache, die doch in einem festen Punkte gebunden ist, möglich. So gehört die Sprache nach der physischen Seite ganz in den Bereich der Naturwissenschaft, die Prinzipien ihres Werdens finden wir in ähnlicher Weise zum Beispiel

auf den Gebieten der Zoologie oder Botanik wieder; nach der Seite ihrer Anwendung aber gehört die Sprache dem Gebiete der Geisteswissenschaften an.

Einheit, Einfachheit, Entwicklung, das sind die leitenden Gedanken, die sich durch das ganze Werk des Verfassers hindurchziehen. Es bestätigt sich auch hier wieder, daß die Prinzipien des Werdens im ganzen Universum dieselben sind. Mag auch der Verfasser in Einzelheiten hier und da geirrt haben — hier bleibt eben der Zukunft eine Menge Arbeit vorbehalten —, die große einfache Idee, die das Ganze beherrscht, ist klar und einleuchtend, weil vernünftig. Daher kann sein Werk mit Ruhe den Angriffen der Kritik entgegensehen.



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelsch

3

Im Staate São Paulo



Am Morgen des folgenden Tages, des 27. Juli, also genau vier Wochen nach der Abfahrt von Hamburg, sollte ich das Ziel meiner Reise erreichen. Die Insel São Vicente, auf der Santos liegt, ist von dem Festlande durch einen schmalen, flußähnlichen Meeresarm getrennt. Auf dem Festlande erhebt sich neben der Einfahrt — vom Schiff aus gesehen rechts — eine Festung alten Schlages, die mit ihrem bröckelnden Gemäuer einen mehr ehrwürdigen als trutzigen Anblick bietet; gegenüber auf der Insel liegt eine gut eingedeckte, mit Geschützen neuerer Art armierte Strandbatterie. Von Santos selbst war hier, weil die Wasserstraße einen großen Bogen beschreibt, noch nichts zu sehen, nur der mit seiner weißen Kirche weithin sichtbare Gipfel des Monserrate, an dessen Fuß sich die Stadt ausbreitet, zeigte deren Lage an. Die Ufer des Meeresarmes sind fast bis zu den Hafenanlagen hin mit Negerhütten besetzt, die aus Bambusbuschwerk freundlich hervorlugen. Die Landschaft, die durch die nahe an das Meer herantretenden Gebirgszüge einen wirkungsvollen Abschluß erhält, hat den Charakter des Lieblichen und des Intimen.

Im Hafen angelangt mußte sich der Prinz Sigismund vorläufig noch gedulden, weil am Kai erst Abends ein Platz für ihn freigemacht werden konnte. Meine Lieben holten mich deshalb in einem Boote vom Schiff an Land. Noch vor zwei Monaten hatte keiner von uns eine Ahnung von diesem Wiedersehen im fernen Erdteil gehabt — so plötzlich hatte ich meinen Entschluß gefaßt; desto größer war nun die Freude. Der Prinz Sigismund blieb zwei Wochen im Hafen, sodaß wir ihn noch wiederholt besuchen konnten. Da die Dania erst acht Tage später fuhr, hatten wir also volle drei Wochen vor uns.